

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Die Bora
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

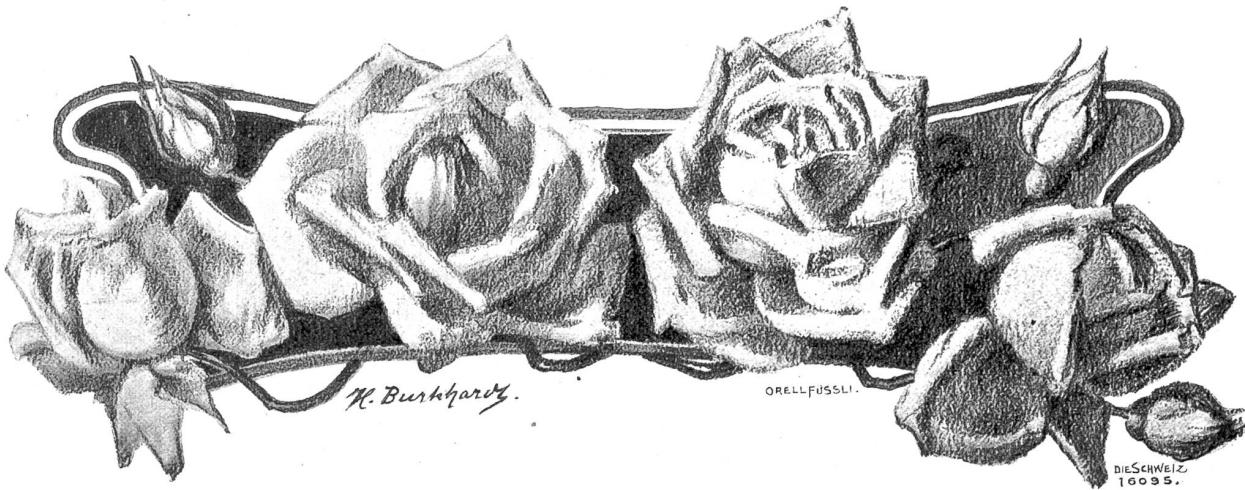
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIESCHWEIZ
16095.

Die Bora.

Erzählung von Rudolf Kelterborn, Basel.

VI.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



vor Moyse's Kunstladen in der Nähe des Marktplatzes stand eines Morgens Margherita Albrizzi und betrachtete sich die ausgestellten Öl- und Aquarellbilder. Der unter der offenen Türe stehende Prinzipal ersuchte sie, sich nur nicht zu genieren und einzutreten; er fühlte sich durch solchen Besuch aufs höchste geehrt und werde nicht den mindesten Druck ausüben, die Dame durch Verkaufsangebote zu belästigen.

Bogernd trat die Aufgeforderte ein und stand bald vor einer im Halbdunkel aufgestellten Kopie der Tizianischen Venus. Lange weilte die junge Frau vor der Wiedergabe des unsterblichen Meisterwerkes und blieb auch noch in stummem Erzücken verharren, als sich ihr Moyse an die Seite stellte. Ja, sie sagte mit frohem Stolze: „Der das Original geschaffen hat, war in meiner Heimat geboren; er darf sich ebenbürtig den ersten Römern und Florentinern an die Seite stellen. Tizian war eine Titanennatur!“

„Und einer von den Wenigen,“ fügte der Kunsthändler bei, „die sich bei Lebzeiten des Erfolges in jeder Richtung erfreuen konnten!“

„Die wahre Größe bricht sich immer Bahn!“ meinte die Dame in gesetzgebendem Tone.

„Aber gar viele verschmachten doch auf dem Dornenpfad!“ sprach Moyse. Dabei wies er ein kleines Bildchen vor, das ihm zufällig bei der Hand lag. „Dieser zum Beispiel,“ sprach er, „der dies Ding geschaffen — er ist ebenfalls aus dem Alpenvorland — hat sich auch nicht träumen lassen, daß ihm das gleiche Jahr den Lorbeer vom Haupte fegen und Bypressen aufs Grab pflanzen werde, der arme Teufel!“

Margherita hörte nur noch halb; denn sie hatte in dem Bildchen Cosimos Hand erkannt. Um sich zu sammeln, behielt sie den Rahmen in der Hand und ließ den Händler weiter plaudern: „'s hat seine Vorzüge, seine ganz besondern Vorzüge! Das merkt die Signora sofort! Das Kind mit der Lacerta nennen wir's. Der junge Maestro versteht es ganz besonders, so ein wenig à la Murillo seine Personen mit den Augen reden zu lassen. Achtzig Lire verlangt er. Es ist ja geschenkt. Wäre er nicht im äußersten Elend, er dürfte das Zehnfache verlangen!“

„Schicken Sie mir das Ding in meine Wohnung

oder, wenn es Ihnen möglich ist, bringen Sie es selber! Ich bin eilig.“ Damit ging sie, als wäre sie von einer Krankheit befallen, sodaß es selbst dem Geschäftsmanne auffällig wurde.

Wenige Stunden später befand sich Moyse bei der Gräfin Albrizzi, und diese ließ sich von ihm erzählen alles, was er von Cosimo zu erzählen wußte, nur selten den Redestrom mit einer Frage unterbrechend.

„Sie müssen es ja gelesen haben, was die Bora vor vierzehn Tagen angestellt. Den ganzen Zug hat sie hinter Nabresina über den Abhang gerollt. Der Wagen mit dem großen Werke des Riccardi ist zerquetscht wie eine Muschel. Das Rinascimento ist eine tote Geburt. Hätt' ichs nicht auf mein Risiko versichert, so kriegte der arme Tropf keine zehn Scudi. Es wird auch so nicht viel heraussehen! Das Vergste ist, daß ichs ihm gar nicht mitteilen darf; ich riskiere, daß er vor meinen Augen den Geist aufgibt. Als ich ihn das letzte Mal besuchte, war er so hinfällig, so durchsichtig: ein Kind hätte ihn umwerfen können!“

„Ich muß nach Belluno reisen, ich werde einen Absteher machen, ihn aufzusuchen. Ich habe ihn in bessern Tagen gekannt ... Sie werden die Güte haben, mir die nötigen Anhaltspunkte zu besorgen, aber schnell, womöglich heute noch!“

Mit Mühe verbarg Margherita ihre Aufregung, ihre tödliche Angst, und ob Moyse es auch merken möchte, er gab sich das Ansehen nicht, sondern er sprach als gewandter Kaufmann: „Ich stehe zu Ihren Befehlen, und ich kann Sie versichern, daß Meister Riccardi in ganz Venetien keinen Menschen hat, der sich eher seinen Freund nennen darf als ich, der Hebräer.“

Als sich die arme Frau endlich wieder allein fand, war es ihr, die Augen Dantes durchbohrten ihre Seele, herzenskundig, richtend, strafend. Dann fragte sie sich wieder, wie aus einem Traume erwachend, wie es habe kommen können, daß sie so in den Tag hineingelegt, ohne des Freundes zu gedenken. Sie fragte sich, warum er denn auch gar nicht ein einziges Mal sich an sie gewandt, warum er ihr so beharrlich seinen Zustand verheimlicht. Was war denn so Schreckliches vorgefallen, daß er alles Zutrauen verloren? War es nun geraten, vor den Sterbenskranken hinzutreten und ihn vielleicht

zu Tode zu erschrecken? War überhaupt noch etwas gutzumachen?

Der Seelenzwist war bald entschieden. Am andern Tag befand sich das energische Weib auf der Reise, und am zweiten Tag führte sie ein Betturin auf abgelegenen Pfade dem Ziele zu. Mochte geschehen, was wollte, sie mußte Cosimo Auge in Auge sehen, um so mehr nun, da sie aus des weltkundigen Juden Mund vernommen, der junge Mann sei ja in manchen Dingen so unerfahren wie ein Kind. Eine innere Stimme sagte ihr, daß keine Zeit zu verlieren sei.

Angelkommen im Dorfe erkundigte sie sich nach Moses Anweisung nach der Wohnung des Kaplans, und daselbst fand sie den geistlichen Herrn im Garten auf und abgehen.

Der Kaplan kam auf das anhaltende Fuhrwerk zu und begrüßte die Dame, die sich herausneigte und klopfenden Herzens fragte, ob hier ein Maler Cosimo Riccardi zu finden sei.

„Heute noch, morgen vielleicht nicht mehr!“ war des Pfarrherrn ernste Antwort. „Dort unter der Türe steht seine Schwester.“

Ohne sich weiter um die Fremde zu kümmern, trat das Landmädchen auf den Geistlichen zu und bat ihn, herauszukommen; sie habe Angst, mit dem Bruder allein zu sein.

Jetzt stieg, alle Kraft zusammennehmend, Margherita aus der Bettura und schickte den Kutscher nach der Herberge. Darauf wandte sie sich abermals an den Kaplan und bat, sie unverzüglich zu dem Schwerkranken zu führen. Es geschah.

Die Angehörigen des Hauses mochten durch die Erlebnisse der letzten Wochen schon gehörig abgestumpft sein, sobald sie das Erscheinen der Unbekannten fast wie ein erlösendes Wunder betrachteten.

Der Kaplan war ein so verständiger als wohldenkender Mann und mochte ahnen, daß es sich nicht um geschäftliche Angelegenheiten oder um einen Akt der Neugier handle; er konnte aus den Blicken und dem Klang der Stimme Margheritens zur Genüge erkennen, daß die Dame den Leidenden in ernster Absicht auffuhrte. Daher fragte er auch gar nicht nach den Gründen ihres Erscheinens, sondern er bemerkte bloß: „Es ist aber sehr weit mit ihm vorgeschritten! Erschrecken Sie nicht selber und erschrecken Sie ihn nicht!“

Im oberen Stocke des dumpfen Hauses angelangt, öffnete er so geräuschlos wie möglich eine Tür, schaute ins Zimmer und winkte dann Margherita, ihm zu folgen.

„Mein Lieber,“ sprach er zu der Gestalt auf dem Ruhebett, „wir haben Besuch bekommen!“

Cosimo wandte sich um, sah leichenhaft nach der Tür und suchte sich aufzurichten. Es ward ihm zu schwer, und er sank wieder zurück; doch die Eintretende hatte er erkannt. Sie blieb erschrocken stehen, ungewiß, ob ihre Annäherung ratsam wäre.

Besonnen tat der Geistliche, als sähe er in der Begegnung nichts Absonderliches, und schob einen Stuhl, den einzigen im Zimmer, nahe an das Leidenslager, indem er die Dame mit bittender Gebärde aufforderte, sich zu nähern. Dann verließ er ohne weitere Worte das Gemach; nur flüsterte er noch: „Ich bin im Garten und werde sofort kommen, sobald ich die Glocke höre.

Auch Phemia wird bald zurück sein.“ Das war die Schwester.

„Cosimo! Cosimo!“ rief Margherita, beide Hände auf seinen Arm legend.

„Ich wußte, daß Sie kommen werden!“ kam es höhl aus seiner Brust.

„Weg mit dem Sie! Du! Du! Keine Lüge vor Gott! Wie hat das nur so kommen können?“

Ihre Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel, und nun sah sie die Zerstörung, die das Uebel mit rasender Eile in dem Manne angerichtet, der noch vor Jahresfrist so kriegsgegen gescheinen.

„Das weiß Gott allein!“ versetzte er. „Dir dank ich, daß du gekommen bist! Ja, du, du! Es ist so schön, daß Du! Mein Herz hatte dich nie verlassen; nur ist dein Bild vom Schicksal verschleiert worden...“

„Rede nicht zuviel,“ sprach sie, und wieder im gleichen Atemzug: „Warum hab' ich dir nicht helfen dürfen?“

Mit schwerem Kampfe, als wollte er mit keiner Unwahrheit aus der Welt, hauchte er: „Ich war vor deiner Tür und fand sie verschlossen... Ich hielt mich verstoßen, verachtet, weil meine Kunst mir versagt... Dann war ich zu stolz... Es ist alles so schnell gekommen...“

Sie hatte die Handschuhe ausgezogen und fühlte nun, daß seine Rechte ganz feucht war. Angstlich las sie in seinem Antlitz, wie man den Zeiger der Uhr verfolgt, wenn es im Schlagwerk lebendig wird. Da war es ihr, ein leichtes Rot fliege über seine Wangen, und der selbe Hoffnungstaumel, der die Auszehrenden belebt, erfaßte auch sie, daß sie in freudiger Hast sich vernehmen ließ: „Verzweifle nicht; mir zu lieb mußt du am Leben bleiben!“ Aber wie sie ihm die Hand auf seine Stirn legte, da durchfuhr es sie mit Entsetzen: feucht war es und kalt wie ein Leichenstein!

Ihm aber tat es unendlich wohl, die Hand da zu fühlen, und er sprach mit flehenden Augen: „Oh, wie das wohl tut! Ein neues Leben spür' ich! Mehr noch, mehr noch, du heiliger Himmelsquell!“

Während sie selber meinte, ein neues warmes Aufleben des Lebens unter ihrer Hand zu spüren, sprach er vor sich: „So wohl ist mir lange nicht gewesen!“

„Ich dich verstoßen! Wie konntest du das glauben?“ sprach sie fast vor sich hin, als müßte sie selber ihre Gedanken zusammensuchen; dann fuhr sie fort: „Und mir hast du nie geschrieben, nicht eine Zeile!“

„Geschrieben viel, aber die Briefe wieder zerrissen!“ war sein Geständnis.

„Ganz durch Zufall,“ sprach sie, sich erleichternd, „erfuhr ichs vor wenigen Tagen von Moyses. Dein Atelier war verschlossen. Niemand wußte Auskunft. Der Jude allein brachte mich auf die Spur. Da bin ich nun!“

Schwer ermittel von dem Getümmel der Gedanken und Gefühle neigte sich Cosimo wieder zurück: „Schweres Schicksal! Böses Schicksal!“ Damit schloß er die Augen, lebensmüde, todesmüde.

Margherita verharrte ihrerseits schweigend. Sie hatte es selber nötig, nach Kraft zu ringen. Dann ging die Tür auf, und die zwei Frauen traten herein, die der Pfarrer gemeldet hatte, Mutter und Schwester. Die nötige Erklärung war bald gegeben. Man kam mit wenigen Worten überein, den Schlummernden ungestört

zu lassen. Die Schwester wollte bei ihm im Zimmer bleiben. Die Dame ward ersucht, sich in den Garten zu begeben, wo des Pfarrers Wirtschafterin für eine Erfrischung gesorgt.

Noch einen sorglichen Blick auf das Krankenlager werfend, verließ Margherita das Gemach und begab sich hinunter, wo der Kanonikus sie erwartete. Es konnte der Freundin des Sterbenden nur willkommen sein, von solcher Seite alle Auskunft zu erhalten, die ihr wünschbar war. Die ganze Familiengeschichte wurde in Gegenwart der Mutter auseinandergesetzt, und die alte Frau ließ manches Wort miteinschliefen, das ein grettes Licht auf die schweren Tage warf, die man durchlebt hatte. Daß der Bora-Sturm das berühmte Bild auf der Rückreise von Wien in die Tiefe geschleudert und gänzlich vernichtet, das war, aus der Zeitung entnommen, der letzte Schlag, der den jungen Meister betroffen. Ueber den Juden, der alles arrangiert, redete der Pfarrer nicht anders als günstig: ein Jude sei er, ein Erzjude; aber doch sei er die einzige Hilfe in der Not gewesen; er habe die Angelegenheiten in Venetien, wo die Bauernweiber nicht Rats gewußt hätten, so leidlich wie möglich in Ordnung gebracht. Daß eine vornehme Dame sich um ihn bekümmere, davon habe Cosimo nie ein Sterbenswörthchen verlauten lassen, er sei überhaupt schweigsam geworden, daß man sich fast gescheut habe, nur eine Frage an ihn zu stellen.

So wurde ein Stündchen verplaudert. Und nun fand Margherita die beste Gelegenheit, dem Pfarrherrn eine ansehnliche Summe einzuhändigen mit der Bitte, das Geld durchaus nach Gutfinden zu verwenden: es sei nicht etwa eine milde Gabe für den Kranken, sondern der wohlverdiente Kaufpreis für ein Bild von seiner Hand, das sie durch Zufall in Moses' Kunstdaden entdeckt habe. Ferner ordnete sie an, daß unverzüglich nach dem besten Arzte der Umgebung geschickt werde; denn vor ihrer Abreise möchte sie aus dem Munde eines Fachmannes über des Kranken Zustand und alles, was etwa vorzunehmen, unterrichtet sein.

„Schon vor drei Tagen,“ sprach der Geistliche, „hat er das Biatikum erhalten. Bei solchen Kranken ist das Reichen des Lebensabends das Werk eines Momentes, kommt es oft unversehens, während sich die letzte Röte auf den Wangen einstellt. Schon zweimal habe ich ihm nach der Brust gegriffen und gemeint, es müsse fertig sein. Aber sobald Vincenzo mit dem Maulesel aus der Schmiede zurück ist, soll er sich auf den Weg machen. Vielleicht kann der Medikus heute noch eintreffen, spätestens morgen in der Frühe. Es ist halt auf dem Lande eine böse Sache: er hat fünf, sechs Dörfer zu versorgen.“

Und zum dritten wünschte Margherita Auskunft, ob sie im Albergo des Ortes wohl Unterkunft finden werde. Hier gestand der aufmerksame Geistliche, daß seine Wirtschafterin bereits die Zusage erhalten, man werde daselbst alles Mögliche tun, der Fremden den Aufenthalt erträglich zu machen.

Soweit war man gediehen, als sich am Fenster des ersten Stockwerkes Euphemia vernehmen ließ, der Bruder sei wohl auf und bitte sehr, die Contessa möchte sich zu ihm bemühen, sonst käme er selber in den Garten hinunter.

„Um Gottes willen nicht!“ rief der Pfarrer ent-

rüstet. Augenblicklich machte sich Margherita auf, und nach einer Minute schon saß sie wieder an Cosimos Seite. Die Schwester hatte das Zimmer gelüftet und etwas in Ordnung gebracht, auch den Fahrstuhl, auf dem der Kranke saß, ans Fenster gerollt, sodaß ihm die helle Sonne ins Gesicht schien. Euphemia verließ das Gemach. Margherita konnte sich allmählich in Cosimos Gesichtszügen wieder zurechtfinden und trotz seiner Erkrankung ein volles Bewußtsein aus seinen Augen lesen.

„Wir haben nicht mehr viel zu reden,“ begann er mit erzwungener Heiterkeit; „aber wir wollen mit voller Wahrheit voneinander scheiden! Sei lieb und gut wie in den schönsten Stunden unseres Glückes! Sage mir, Margherita, was habe ich dir zuleide getan, daß du mir den Rücken wandtest?“

Auf diese Frage war sie nicht gefaßt, noch weniger darauf, daß er sie durchbohrend anschauten und mit den kalten Fingern umklammerte. Da er lange keine Antwort erhielt, fuhr er mit schwerem Leiden fort: „Es ist viel schöner, wenn du selber es mir sagst, als wenn ich mit meiner kranken Seele darnach suchen und mich martern muß! Daß du hierhergekommen bist, das ist ja das schönste Zeichen, daß deine Liebe nicht ganz erloschen, ja, daß sie in geläuterter, heiliger Schöne zurückgekehrt ist. . . . Vielleicht hast du einmal geglaubt, meiner Liebe ledig zu sein; aber das geht nicht, Margherita! Wo die Liebe diese Urgewalt ist, die selbst den Olymp mit der Erde verknüpft, da bleibt sie, und wenn sie aus den letzten Tropfen des Herzblutes sich nähren müßte! Mir ist es so gegangen. Dir auch, vergebens wolltest du es leugnen. . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen; aber trotz seiner Schwäche konnte er erkennen, wie sie sich auf die Lippen biß, mühsam ringend zwischen Schweigen und Reden.

Lange dauerte es, bis die Antwort kam. Sie fühlte das Bohren seiner Blicke, sie fühlte, wie sein Leben an ihren Lippen hing, und ihre eigene Brust wollte zer sprengen. Da fuhr sie auf mit einem Schrei: „So wisse es denn! So sollst du alles wissen! Mein Lieben war es, nicht mein Hass, was dir den Jammer geschaffen!“

Und jetzt, erleichtert nach dem vulkanischen Ausbruch, ließ sie den Strom der Gefühle brausen, mochte erfolgen, was wollte. „Ja, wahr ist es, ich hab' dir den Rücken gekehrt; ich bin daran schuld, daß dein Erfolg ins Schwanken kam! Der Kunst wollt' ich dich rauben, weil ich dich ganz besitzen wollte! Ich konnte es nicht mehr ertragen, daß du vor mir knietest und von Pallas Athene schwärmetest. Ich hörte es gerne, wenn deine Freunde an deinem Körnen zweifelten, wenn sie böse Worte brauchten. Ich hoffte, den Niedergeworfenen aufheben zu können, für mich, ganz allein für mich! Glaub' es, Cosimo, nur meine Liebe war es, meine törichte, sündige Liebe!“

Damit warf sie sich stöhnend an seine Brust, und er umschlang sie mit zitternden Armen und bedeckte ihren Scheitel mit den Küßsen des Sterbenden.

Sich wieder zurücklehnnend, sprach er dann vor sich hin, doch nur mit halboffenen Augen: „Wie wohl ist mir! Der Tod ist mir aus dem Herzen gerissen. . . . Deine Liebe war es, nur deine Liebe!“ Das war sein letztes Wort. Er schien zu entschlummern. Auf den Zehen gehend, alles Weitere auf den nächsten Morgen versparend, verließ sie ihn nach einigen Minuten des

Schweigens. Den Angehörigen und dem Pfarrer gebot die Contessa scheidend, alles Erdenkliche aufzubieten, des Kranken Lage zu erleichtern und in jeder Sorge an sie zu appellieren; morgen werde sie sich mit dem Frühesten wieder einfinden — — — — —

Eine Stunde nach Mitternacht ward die Stille des Dorfes durch die Totenglocke unterbrochen, die vom

Campanile herab den Talleuten verkündete, daß einer der Ihrigen die Augen für immer geschlossen. Als wäre ein hellenischer Geist über sie gekommen, vernahm Margherita die Erzählung ohne Tränen. Jetzt war ihr das beredte Schweigen klar geworden, das großen Seelen eigen ist — — —



Das Linthwerk.

Eine Erinnerung an das Jahr 1807. Von Dr. Reinhold Günther, Basel.

Mit drei Abbildungen.

Wer vor hundert Jahren von Chur nach Zürich reisen wollte, der suchte möglichst noch am ersten Tage in etwa dreizehnstündiger Fahrt zu Schiff und zu Wagen das Städtchen Wefen zu erreichen. In Wallenstadt mochte niemand übernachten, da die andauernden Überschwemmungen durch den See das Sumpfieber endemisch im Orte machten, dessen Straßen an der Wassersseite mit übelriechendem Schlamm bedeckt waren, über den ein Brettersteg längs den baufälligen Häusern hinführte. Von der Ziegelbrücke aber bis Lachen, wo das Postschiff wartete, führte ein holperiger Weg hart am Rande von Sümpfen vorüber, und wer die Bewohner dieser Gegend und ihre Behausungen aufmerksam musterte, der merkte ohne weiteres, daß hier die unglücklichsten Leute in der Schweiz lebten.

Im Sommer von 1793 war ein junger Zürcher aus einer der angesehensten bürgerlichen Familien, Hans Konrad Escher, mit einem ältern Berner Freunde, dem Bergrat Gruner, die Straße gezogen und hatte aufmerksam nach den Ursachen des schlimmen Zustandes ausgespäht. „Bei der Ziegelbrücke,“ schrieb er damals in seinem Reisebericht, „fließt die Glarner mit der Weisner Linth zusammen.“

Da aber die erstere

immer viel Geschiebe und Sand mit sich führt und ihr Bett allmählich erhöht, so findet die letztere keinen Abzug mehr, sondern sie ist eigentlich eingedämmt, wodurch der Walensee erhöht wird und die ausgedehnten Versumpfungen dieser Gegend begründet werden. Ledes andere Mittel als die Leitung der Glarner Linth in den Walensee möchte nicht nur nicht zureichen, sondern vielleicht eher das Uebel noch weiter verbreiten. In Nieder-Urnen besuchten wir einige Gemeindevorsteher, um sie zu befragen, ob sie . . . zu kräftiger Selbsthülfe . . . entschlossen wären; aber

da fanden sich weder richtige Begriffe über die Rettungsmittel noch Mut und Entschlossenheit zur Anwendung derselben.“

Escher, der damit seinem späteren Lebenswerke zum ersten Male gegenübertrat, hatte Vorgänger gehabt, die den Unglücklichen am Linthumpf hülfe bringen wollten*). Besonders sei dabei an Vater J. Rudolf Meier von Arau erinnert, der

1792 als Präsident der Helvetischen Gesellschaft die Aufmerksamkeit der Hörer seiner Gründungsrede durch die Schilderung des Zammers erregt hatte, dem abzu-

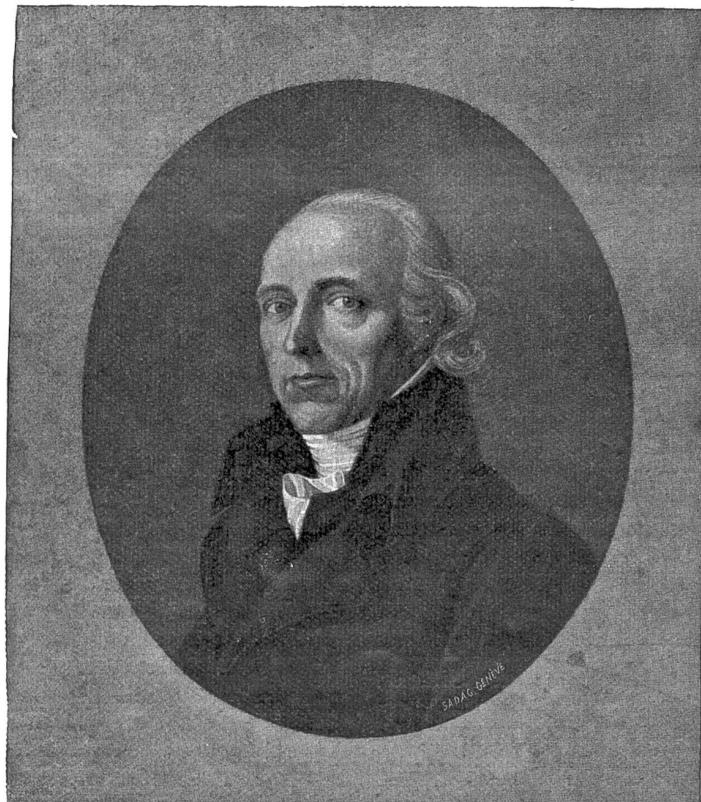
helfen er vergebens bemüht gewesen. Escher entschloß sich nach Bekanntwerden der Meier-

schen Vorschläge zur Abhilfe, selbst die Angelegenheit zu studieren. Die unruhigen Zeiten, die die Revolution und der Krieg für die Schweiz mit sich brachten, verhinderten es jedoch, etwas Ernstliches in der Sache zu tun. Aber Escher hörte nicht auf, privatim für seinen Gedanken zu wirken, eine Aktiengesellschaft zu begründen, die die Mittel für die Entsumpfung aufbringen sollte. Der Stand Zürich trat endlich auf die Idee ein und gelangte damit im Herbst von 1803 an die zu Freiburg versammelte Tagsatzung. Diese gab eine zustimmende Erklärung, und so betraute der Landammann für 1804

von Wattenwyl-Bern

außer Escher selbst noch den Ratsherrn Schindler-Glarus und den Ingenieur Osterrieth-Bern mit der Untersuchung der Sachlage. Vom 9. bis zum 15. Mai 1804 berieten sich die drei Männer in Wefen. Sie wurden — nach Eschers Worten — „ganz einig über die Hülfsmittel, die sich aber sehr aus-

*) Die Berner Landvogt Wagner in Sargans und Genlehauptmann Lanz hatten schon um 1780 die Sachlage geprüft; 1783 waren der Tagsatzung entsprechende Pläne eingerichtet worden. Eine Einigung konnte jedoch nicht erzielt werden.



Hans Konrad Escher von der Linth (1767-1828).